



Amor überall!

Ob Blüten sprangen, ob Früchte prangen,
 Ob Sturm uns schreckt, und Schneebedeckt
 Die kalten Äste niederhängen,
 Im ärgsten Wetter, der kleinste der Götter,
 Mit Pfeilen im Köcher, der Herzenbrecher,
 Der lose, schadenfrohe Spötter,
 Durchbohrt dir das Herz.
 Und ist kein Pfeil, entflieht er in Eil!
 Und lacht deinem Schmerz,
 Und steht dir über Berg und Thal —
 Was nützt's? — Der Bub' ist überall!



Die letzten Tage der Hochfürstlichen Residenz Sperbershausen.

(1. Fortsetzung.)

Erzählung von H. Laticus.

(Nachdruck verboten.)

Seitdem die Verdolfin Hofwäscherin geworden, war sie eine Standesperson; ihr Geschäft florierte, sie mußte sich etwas zurücklegen, und das fiel doch, da sie keine näheren Verwandten hatte, und die Gretel ihr getreulich Haus und Geschäft hielt, alles einmal der Gretel zu, ganz abgesehen davon, daß es ihr bei der hohen Protektion, deren sie sich erfreute, wenn einmal noch ein paar Zährchen herum waren, gar nicht fehl schlagen konnte, mit dem Titel auch das Geschäft für ihre Gretel zu erhalten; und diese konnte auch als Frau Schnitzler die Hofwäscherei weiter betreiben. Gegen die Sache an sich also hatte der Vater Schnitzler nichts einzuwenden.

Dagegen wolle es nicht recht zu seinen Traditionen stimmen, daß sein Peter so ohne Weiteres angebändelt haben sollte. Das hätte zuerst im Familienrate festgesetzt werden müssen, und alle Tanten und Basen mußten erst bei einem Sonntags-Nachmittags-Kaffee ihren Dreibäuger dazu geben. Es hätte die Gretel nicht nur erst pudel-nackend Spießeruthen laufen, sondern auch noch auf den Kaffeetisch bei lebendigem Leibe auf Hirn, Herz und Eingeweide sezirt werden müssen. Und wenn dann kein falscher Tropfen Blutes an ihr gefunden worden wäre, dann hätte sich überhaupt erst von der Sache reden lassen. Denn jetzt mußte erst erwogen werden, wie viel Geld die alte Verdolfin in einem ihrer Strümpfe versteckt hatte, und ob die Gretel auch gegründete Aussicht habe, besagten Strumpf samt Inhalt zu erben. Das alles waren noch Präliminarien, nach deren gutem Beschluß der alte Schnitzler einmal einen Besuch bei der alten Verdolfin machen und vom Wetter, von den Ernteaussichten und dergleichen wichtigen Dingen sprechen konnte; und dann kam man so allgemach drauf auf die Sache; der Leser kennt ja wohl selbst die vielen Schönredergänge, die unjüngere Großväter machten, um solche Dinge zu erledigen.



Sabac el Cher, der schwarze Kapellmeister. (Text S. 16.)

Und der ungeratene Bursche hatte sich um all' diese alt-ehrwürdigen Gebräuche nicht gekümmert; wenn das Gerücht nicht log, so war er krank und frei zu der Verdolfin gegangen und hatte sich ihr zu eigen gegeben. . . . krank und frei! Ja, da haben wir's! Das hatte der Bursche gewiß auch bei Eulogius Schneider in Straßburg aufgefangan! Ja, dieser war der verführerische Böfewicht, und wer weiß, was Korporal Schnitzler mit ihm angefangen hätte, wenn er nicht im Vorübergehen gehört, daß besagter Eulogius Schneider bereits vor mehreren Jahren, als die allgemeine Köpferlei im Gange war, ebenfalls in Paris geköpft worden sei.

Das war das Einzige, was der Vater und Landwehr-Pontonier-Korporal Schnitzler an der Sache auszufehen hatte, nämlich, daß er nicht vorher darum gefragt worden war. Darum hatte er nun hinterdrein beschlossen, seine Zustimmung nicht zu geben, wenn er einmal gefragt würde.

Es dauerte nicht lange, so kam diese Zeit. Dem Peter war es auch im Traume nicht eingefallen, gegen Gottes Anordnung und der Vätersitte sich aufzulehnen. Er hatte mit der Gretel Bekanntschaft angefangen, wenn man ihn gefragt: wie? wo? wann? warum? — er hätte auf alle diese Fragen die Antwort schuldig bleiben müssen. Das hatte sich so allmählich aus zufälligen Begegnungen heraus entwickelt. Und bis er sich selber

darüber klar wurde, und die Gretel darüber aufgeklärt hatte, da hatten es die Klatschfrauen alle schon lange gemerkt und seinem Vater hinterbracht; und als dann endlich auch er zu seinem Vater mit der betreffenden Mitteilung kam, da brach das Gewitter um so heftiger los, je länger der Letztere sich im Stillen über das Schweigen seines Sohnes geärgert hatte.

„Wenn du wieder einmal heiraten willst, — du miserabler Bursche, dann fragst du vor allem mich um Erlaub-



nis; denn ich bin leider der Vater eines so ungeratenen Sohnes. Für diesmal wisch' das Maul ab. Es ist nichts!"

Das war das Ende der väterlichen Vermahnung, deren Anfang und Mitte wir durch Gedankenstriche angedeutet haben. Es war aber nur das Vorgrollen des Gewitters, die Saaten waren nach Ansicht von Schnitzler Vater jetzt erfrischt.

Peter fand nichts außergewöhnliches an den Rosenamen, die ihm zuteil wurden; denn der Mainschiffer liebte schon damals drastische Worte und Wendungen, die jedoch seinen freundschaftlichen Gefühlen keinerlei Eintrag thaten. Für jetzt war er abgeblüht, vielleicht ging's später besser, wenn er wieder kam; das war die ganze Erfrischung, die ihm das Gewitter gebracht hatte. Von der Gretel deshalb abzulassen, fiel ihm auch im Traume nicht bei; denn er war trotz dem Eulogius Schneider ein ehrlicher Burche geblieben und hatte mit seiner Gretel gestern Abend Wort und Handschlag gewechselt, darauf hatten sie sich den ersten Kuß gegeben, alles dieses natürlich in Abwesenheit der Frau Verdolfin, und somit war die Sache seiner Ansicht nach nicht mehr zu ändern.

Bald jedoch zeigte es sich, daß seine Hoffnungen noch verfrüht seien; denn als er nach ein paar Tagen wieder mit seinem Gretel-Projekt kam, brach das Gewitter mit der gleichen Heftigkeit los und schloß mit der unmaßgeblichen väterlichen Erklärung, er möge wohl in der Fremde gelernt haben, wie man gegen jede obrigkeitliche Gewalt das oberste zu unterst kehre, wenn er aber heiraten wolle ohne seines Vaters Willen, so solle er warten, bis er trocken hinter den Ohren sei und seinen Vater nicht mehr zu ästimmieren brauche.

Diesmal dachte Peter, trocken sei er, und seinen Vater ästimmere er auch, indem er um seinen Segen bitte. Aber er hütete sich wohl, das zu sagen, sondern tröstete sich im Stillen mit der Hoffnung, das nächste Mal gehe es vielleicht besser. Aber er entschloß sich, lieber noch ein wenig länger zu warten, bis er die Sache wieder auf's Tapet brachte.

IV.

So standen die Angelegenheiten zu der Zeit, als der Gesandte Sr. Durchlaucht des Fürsten von Habichtsheim mit Bundesanträgen nach Sperbershausen kam. Sein Kommen war aber dort durchaus nicht unbemerkt geblieben. Baron von Holmich hatte auch gar nicht das Talent als geheimer Ambassadeur zu reisen, und er sah auch hier gar keinen Grund ein, weshalb er seine Mission verbergen sollte. Gegenüber den Habichtsheimern, die durchlauchtige Laternen einschlugen und Pasquille auf Fürsten anflehten, mochte es solche Gründe geben. Die hätten es natürlich kraus genommen, wenn sie gewußt hätten, er gehe nach Sperbershausen, um dort Allianzen abzuschließen, welche vielleicht den Einmarsch einer Kompagnie Sperbershausener Militär im Fürstentum Habichtsheim zur Folge hatten. Da konnte man sich, namentlich im augenblicklichen Zustande gänzlicher Wehrlosigkeit, von dem Pöbel böser Dinge versehen. Aber Sperbershausener! Ah, das waren gute Leute, die machten keine Revolution, oder wenn sie eine solche machten, hatten allerhöchste Personen nicht das Mindeste von ihr zu fürchten. Auf die brauchte man darum auch keine Rücksicht zu nehmen. Nur das gefiel dem Baron nicht, daß sie mit Durchlaucht auf zu kameradschaftlichem Fuße standen, er hatte seinerzeit die Meinung ausgesprochen, man würde es noch erleben, daß sie mit Durchlaucht ihre Nase in das selbe Taschentuch schneuzten, und dieser Witz hatte in Habichtsheim den vollen Beifall seiner Fürstlichkeit und des dortigen Hofes gefunden; — aber im Uebrigen hatten sie keinen Tropfen empörischen Blutes in sich. Für den Baron Holmich waren das nur Nullen, denen man nichts mitzuteilen und vor denen man nichts geheim zu halten hatte.

So sprach der Baron im Gastzimmer von seiner geheimen Mission, Ruffianer und Lakai thaten das in der Ruffierstube, sie bliesen sich damit auf, und mit einer Schnelligkeit, als ob ganz Sperbershausen sich schon damals telephonischer Verbindungen erfreut hätte, kam das neueste Ereignis zu jedermanns Munde.

Die Sperbershausener mußten auch die Tragweite dieser Nachricht ganz gut zu schätzen. Gute Leute waren's, aber es gab unter ihnen welche, die gar nicht so dumm waren, wie man sie in der Habichtsheimer Hofgesellschaft schätzte. Man hatte von dem Bunde der hohen Herrschaften gehört, und sich im Stillen schmunzelnd die Hände deshalb gerieben, weil ihr Fürst Wolfram gar keine Miene machte, diesem Bündnis beizutreten; denn sie wußten, daß die Intimität Wolframs zu seinen Sperbershausener Bürgern dort belächelt und beneidet wurde, und hatten sich darüber oft geärgert. Jetzt lachten sie über die Wehrlosigkeit des Bundes; denn die vereinigten Bundesstreitkräfte betrug sechzig bis achtzig Lakaien, die man mit Jagdfinten ausrüsten konnte; aber dieselben hatten keine Kriegszucht und Disziplin, und die meisten konnten gar nicht schießen. Diese Streitkräfte imponierten niemanden und lagen auch bis jetzt bloß im Gebiete der Möglichkeit. Aber ihr Fürst hatte wirkliches Militär, und nicht gegen das Volk, mit welchem es vielmehr im schönsten Eidernehmen lebte. Das dokumentierte sich insbesondere, seitdem die Verhältnisse in den benachbarten Gebieten schwieriger wurden, dadurch, daß die Pflastertreter von Sperbershausen bei dem mittäglichen Wechsel der Schloßwache in stets wachsender Zahl der unter Trommelschlag aufziehenden neuen Schloßwache das Geleite gaben, und wenn unter furchtbarem Wirbel die Mannschaften gegenseitig das Gewehr präsentierten, auf den Fürsten Wolfram demonstrative Hochs ausbrachten. Man wußte auch, daß der Habichtsheimer Hof und alle Kleinnischen Zweige sich darüber nicht wenig ärgerten.

Es war darum gar nicht schwierig, den Inhalt der geheimen Mission des Baron Holmich zu erraten, und instinktiv eilten mehr als ein Duzend Personen nach jener Mainschenke, die bereits zur Zeit der Sperbershausener Revolution den Mittelpunkt der politischen denkenden Leute in Sperbershausen bildete. Wir begegnen da nicht nur dem Peter Schnitzler, wir finden auch dort unsere alten Bekannten, Max Junk und Theobald Sammer, von denen der erstere das gewiegtere politische Element, letzterer das konservative Volkselement vertrat, während Peter Schnitzler, an Jahren bedeutend jünger als diese, die revolutionäre gährende Volkseele repräsentierte, die an sich freilich immer noch so unschuldig war, wie damals, als die Revolution ihr Schlangenhaupt schüttelte, um den Fürsten aus den Händen der Polizei zu befreien. Er war der hauptsächliche Vertreter des Gedankens einer Republik mit dem Fürsten Wolfram von Sperbershausen an der Spitze. Die Republik hatte er in Strahburg kennen gelernt, und dem Fürsten Wolfram hing er in angeflammter Treue an.

Wenn nun die Leute von dem Fürstenbunde gehört, wenn sie dessen Ohnmacht kannten, und es kommt jetzt auf einmal ein Gesandter an einen Fürsten, der dieser Ohnmacht abhelfen könnte, an einen Fürsten, mit welchem die Mitglieder des Bundes bisher nur sehr kühl verkehrten — was wird da dieser Gesandte wollen? Das Rätsel war nicht schwer, und der Sperbershausener politische Klub in der Mainschenke hatte es sehr bald gelöst. Nachdem die Leute dorten eine Weile über alle benachbarten Dynastengeschlechter so weidlich geschimpft hatten, daß man hätte meinen sollen, sie genossen schon seit mindestens einem Jahrhundert Pressfreiheit und Geschworenengerichte für Preßvergehen, tauchte auch endlich die Frage auf, was man thun sollte, um dies unleidliche Bündnis hinten zu halten. Ihr Fürst bedurfte desselben nicht und über die benachbarten Häuser hatten sie sich zu oft geärgert, um sie nicht mit Bergmügen in der Patzche stecken zu lassen.

Man kam endlich dahin überein, es müsse eine Deputation zu dem Durchlauchtigsten Fürsten Wolfram gehen, und diesem den Wunsch seiner getreuen Sperbershausener — neutral zu bleiben — mitteilen. Wer sollte nun hingehen? Da begann jeder den Rückzug anzutreten. So tapfer sie in Choro Hoch schrien, so schten es ihnen doch eine unerhörte Kühnheit, zum Fürsten ins Schloß zu gehen und ihm zu sagen, was er thun oder nicht thun solle. Max Junk war der erste, der nach langem Zögern erklärte, wenn

noch einige mitgingen, werde er dabei sein. Es fanden sich auch mit der Zeit und mit vielem Bedenken noch einige.

Jetzt kam aber die um vieles wichtigere Frage: wer soll sprechen? Davon wollte keiner etwas wissen. Zum Hin-gehen hatten sie sich nach langem Zögern entschlossen, aber sprechen? Max Funk meinte, es sei vielleicht besser, den Baron Wertheim für die Sache zu interessieren, damit derselbe ihren Wünschen bei dem Fürsten das Wort rede. Aber das stand allen denen, die nicht zur Deputation gehörten, nicht an. „Man müsse mit dem Fürsten selber sprechen,“ meinte Peter Schnitzler. — „Nun, so sprich du mit ihm,“ bemerkte etwas bissig der Hofposamentierer Hammer. — „Meinetwegen,“ erwiderte der so an der Ehre angegriffene Mainchiffer. — „Den Kopf kann's ja nicht kosten, und Fürst Wolfram kann höchstens „Nein“ sagen. In seiner Ungnade werde ich nicht schwer zu schleppen haben.“

Die Mitglieder der Deputation gingen heim, um sich in ihren höchsten Sonntagsstaat zu werfen, und dann wollten sie sich bei Hammer treffen, welcher jetzt in einem kleinen Eckhause an dem Schloßplaz wohnte. Die sämtlichen Uebrigen erklärten sich in der Mainchente in Permanenz; dorthin sollte die Deputation nach der Audienz kommen, um Bericht zu erstatten. Die Deputation wußte sich von den Zurückbleibenden durch unendlich viele Schoppen Wein, die sie auf das Gelingen des kühnen Streiches hinter die Binde goßen, moralisch unterstützt.

V.

Inzwischen war die Zeit so weit vorgerückt, daß man an der fürstlichen Tafel bis zum Dessert gekommen war. Man speiste heute ganz en famille. Die ganze Tafel bestand aus drei Gedecken und hinter denselben saßen Fürst Wolfram, seine Gemahlin Eleonore und Prinzessin Mimi, die jetzt in ihr fünfzehntes Jahr ging und sich zum liebenswürdigsten Backfisch entwickelt hatte, mit allen Tugenden und Fehlern dieses reizenden Alters, ohne eine Spur von fürstlicher Hoheit und — Geipreiztheit. Fürst Wolfram hatte sich ängstlich gehütet und die Umgebung ernstlich gewarnt, einen erzieherischen Angriff auf ihre Naivetät zu machen, und so war sie bis heute ein Kind geblieben. Die Fürstin hatte zwar manchmal über die für solche Kreise etwas langdauernde Kindlichkeit den Kopf geschüttelt, aber die Mutter hatte an dem Erfolge ein Vergnügen, auf welches sie nicht verzichten wollte, wenn sie auch manchmal über ihre Ausgelassenheit in Verlegenheit kam. Doch das bewegte sich alles in bescheidenen Grenzen und die höhere und niedrigere Dienerschaft war gewöhnt, daß es am Hofe zu Sperbershausen bürgerlicher zugeht, als an den kleinen Höfen der Nachbarschaft.

Es kam eine Boullarde; Fürst Wolfram spiekte ein Stück Schenkel, das er auf seinen Teller legte.

„Papa! Nimm dir doch Brust,“ ermahnte Prinzessin Mimi, „die ist ja viel zarter.“

„Pardon, meine Kleine,“ antwortete der Fürst. „Ich vergaß, daß das deine Liebhaberei ist. Da, hier hast du meinen Teller, reich mir den deinen herüber.“

Zimmer noch wartete jener alte Kammerdiener auf, der bei diesem höchst eigenhändigen Tellerwechsel verzweifelt zur Decke emporschaute, um solche aller Hoffitte widersprechende Nonchalance nicht ansehen zu müssen, Prinzessin Mimi machte aber ein ganz vergnügtes Gesicht, und Fürst Wolfram lachte.

Im allgemeinen war der Fürst während der Tafel schweigsamer, als man es bei ihm gewöhnt war. Namentlich gegen das Ende derselben schaute er beständig nach der Thüre und war sichtlich zerstreut, oder vielmehr, sein Geist schien anderswo zu sein. Bereits knuspernten die Fürstin und Prinzessin Mimi an den Mandeln und Makronen des Desserts, während der Fürst die Savannah zwischen den Zähnen zerkaute; er war zuletzt recht ungeduldig und unleidlich, der hohe Herr, — die Zigarre schien aber auch gar keinen Zug zu haben.

Da flog ein Freundschimier plötzlich über sein Gesicht,

er schlürfte mit sichtlichem Behagen ein halbes Glas Sherry, und zugleich bekam die Savannah einen vortheilhaften Zug. Sein scharfes Ohr hatte herannahende Schritte vernommen; im nächsten Augenblicke trat der Kammerdiener ein mit der Meldung, die Herren Barone von Holmich und von Wertheim bäten um geneigtes Gehör.

„Wenn du erlaubst, Eleonore, so möchte ich die Herren hier empfangen,“ wandte sich der Fürst mit dem heitersten Gesichte an seine Gemahlin. „Der Baron von Wertheim ist uns ja nicht fremd, und häufig genug ein lieber angenehmer Gast, und der Baron von Holmich — nun der mag heute erfahren, daß wir unsere Sitten unter den neuen Verhältnissen nicht zu ändern brauchen.“

„Unter welchen neuen Verhältnissen?“ fragte die Fürstin erstaunt.

„Ich ahne, daß eine neue Zeit heraufzieht, in welcher die Fürsten den Völkern näher treten müssen, wenn sie nicht wollen, daß die Völker ihnen näher treten, und dann vielleicht näher, als ihnen genehm ist. Doch das würde zu weit führen, wir können unmöglich die Herren so lange im Vorzimmer warten lassen, bis wir uns über das Heranziehen einer neuen Zeit verständigt haben.“

„Sie scheint recht eigentümliche Sitten mitzubringen,“ meinte die Fürstin, indem sie sich sichtlich verstimmt erhob, um die Tafel zu verlassen. „Komm, Mimi, wir können in meinem Boudoir das Dessert weiter genießen. Papa hat Staatsgeschäfte.“

„Nein, so war das nicht gemeint, meine Liebe,“ erklärte Fürst Wolfram lachend. „Ich lege Wert darauf, daß du hier bleibst und ruhig mit Mimi weiterknusperst. Ich gedenke dem Herrn Baron von Holmich auch einige Nüsse zum Knuspern zu geben, und da erweitern wir nur ein wenig den Kreis der Familie.“

Trotz ihrer erhabenen Geburt war Fürstin Eleonore nach dieser geheimnisvollen Andeutung nicht weniger neugierig, als solche Frauen, die im Staube geboren sind; und als der Fürst beifügte: „Aber wenn es dir angenehmer ist, ziehe ich mich mit den Herren in mein Kabinett zurück,“ zehrte sie rasch: „Nein, nein, Wolfram, du weißt, ich setze meinen Stolz darein, daß du in deiner Befuglichkeit nicht gestört wirst.“ Und indem sie dem Kammerdiener einen leisen Wink gab, setzten sie und Mimi sich wieder nieder.

Der Kammerdiener legte rasch zwei Gedecke auf und hob dann den Thürvorhang in die Höhe.

Beide Herren traten ein, der Baron von Holmich war nicht wenig überrascht, die durchlauchtigste Familie beim Dessert zu finden; Baron Wertheim that wenigstens desgleichen; und nach einer sehr tiefen zeremoniösen Verbeugung, blieben beide an der Thüre stehen.

„Ich bitte . . . Durchlaucht . . . ungelegene Zeit . . . Baron Wertheim . . .“ stammelte von Holmich.

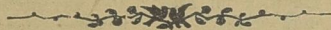
„Ich glaubte die Tafel bereits beendet,“ fügte dieser bei. „Ich bin der Schuldige — meine Uhr muß vorgehen,“ log er, ohne zu erröten.

„Ja, was haben Sie denn?“ fragte der Fürst scheinbar erstaunt, im Innern hochbelustigt über die Verlegenheit des hofftlichen Baron von Holmich. „Ich bin überzeugt, meine Gemahlin ist hoch erfreut über die Ausdehnung unseres kleinen Tischkreises, Sie trafen mit uns einige Nüsse, nehmen ein Glas Sherry und wir plaudern dabei über die Zeitläufte. Wie geht es meinem hohen Nachbar, des Fürsten von Habichtsheim Durchlaucht?“

„Seine Durchlaucht, mein gnädigster Herr, haben die Gemogenheit gehabt, zu meiner Freude, mich mit einer Sendung an den fürstlichen Hof von Sperbershausen zu betrauen.“

„Et, da hab' ich ja alle Ursache, dem Fürsten dankbar zu sein. Aber so nehmen Sie doch Platz, meine Herren, Sie gestatten, Herr Ambassadeur, da Sie mich gerade beim Dessert finden, daß ich vor allem ein Glas auf das Wohl Seiner Durchlaucht leere!“

(Fortsetzung folgt.)



Ein Seemannskind.

Stizze von A. Hermann (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Wimmel — war der alten Mutter Tiems ihr Jung. Nicht der richtige — nein, die richtigen Tiemsjöhne hatten alle schon frühzeitig ihr Muder gestreckt, nacheinander, — der Letzte, Wimmels Vater, vor einem Jahr bei der großen Springflut. Tief unten in der See lagen die drei Brüder, aber zu ihrem Gedächtnis standen drei weiße Holzkreuze auf dem Seemannsfriedhof hinter der Düne. Rechts und links und zu Häupten zweier Grassügel ragten sie empor, darunter Wimmels junge Mutter und sein Großvater, der auch Schiffer gewesen war, ihren langen Schlummer hielten.



Der Christus. Darsteller Anton Lang (Oberammergau).
Text siehe Seite 16.

Das war der Ort, zu dem Mutter Tiems täglich, wenn sie das Gliederreißen nicht gar zu arg plagte und der Sturm nicht gar zu toll pfiß, hinausjumpelte. — Stundenlang konnte sie dort sitzen, das Strickzeug mit dem rosenroten Kinderstrumpf für den Entelsohn in den welken Händen. Die Nadeln klirrten leise aneinander, und die großen, schweren Holzschuhe an den sonnenverbrannten Füßchen Wimmels, der in seinem überlangen Pachtentfittel zwischen all den Hügeln herumstolperte, klapperten dumpf.

Er machte Jagd auf die gelben Buttervögel, die sich spärlich im Grase sonnten, und seine hellen, braunen Augen glühten vor Begierde, sie einzufangen. Und dann wurde er dieses Spiels müde und sammelte flebrige, schwarze Nachschmeden, die sich an die Hügel ringsher geklammert hatten, um gleich nachher seine Beute wieder auszuwerfen. Er veranstaltete einen Wettlauf zwischen ihnen, die allerträgstn feuerte er mit einem Ginsterbusch unter Schreien und Drohungen zur Eile an — sehr vergänglich natürlich.

Ja, er mußte sich die Zeit prächtig zu vertreiben, der letzte Tiems, der zweijährige Wimmel, dort draußen auf dem Seemannsfriedhof zwischen den Grabstätten. Seine Eltern hätten gewiß eine helle Freude gehabt, sein kindliches Spiel zu belauschen, das ihn ganz erfüllte — weit, weit mehr als die alte Mutter Tiems, die ein jedes Mal den Kopf schüttelte, wenn sie zu dem kleinen Schreier hinüberblidte. „Den großziehen — ein fauer Stück für ne olle kranke Frau,“ besagte ihr Schütteln. — Darin konnte ihr niemand unrecht gehen, ihre Verantwortung war groß. Doppelt groß durch das Versprechen, das sie Wimmels Mutter gegeben hatte! — Und sie hörte wieder diesen Augenblick, in dem sie des Kindes überschäumende Lust und Lebenskraft mitummer gewahr wurde, die matte, stehende Stimme der jungen Frau — ganz deutlich — „Mein Jung soll kein Schiffer werden, ne, Mutter, ne“ — und dann ihre eigene Antwort: „Was ich dazu thun kann, das will ich wohl thun — schlaf du man jetzt!“

Das hatte die Schwiegertochter denn auch gethan — für immer — und jetzt mußte sie wachen und wachen! — Wenn er den Tiemschen Dickkopf nicht hätte, der Jung da, dann hätte sie sich gewiß keine Gedanken gemacht — aber so — der sollte einmal still sitzen, Bechdraht ziehen oder vielleicht gar sticheln, eine Nacht nach der anderen — das würde dem nicht anstehn, der würde ihr den Gefallen nicht thun —

„Arbbe, unnütze, wirst wohl das Schütten an dein Großvater sein Kreuz lassen! — Hörst nicht, Wilm?“

„Ich heiß doch Wimmel!“ Dabei blidte er die Alte mit seinen hellblauen Augen bewegen an — na, da mach einer was! Der und nachgiebig! Mutter Tiems stöhnte und faltete die Hände kopfschüttelnd über dem Stricktrumpf, ganz traurig wurde sie. Sie hörte es nicht, daß der Wind umgeschlagen war und das große Wasser sich zu regen begann, lauter und lauter. Aber der kleine Wimmel hatte scharfe Ohren. Er kam auf seine Großmutter zugestürzt und rief ganz aufgeregt:

„Gorch, Mutter, da brüllt die große Sched all wieder — muh, muh!“

„Sie wird hungrig sein.“

„Na, da will ich ihr wat hintragen — mein' Buschen hier!“

„Unterstehst dich, wat gehen dir fremde Leut ihre Küß an! — Hiergeblieben!“ — Sie riß dem Kleinen den stacheligen Ginsterbusch fort. Einen Augenblick verzog Wimmel den Mund — dann aber hüpfte er zu dem jetzt abseits liegenden Busch und verschwand mit ihm zwischen den Grabkreuzen. —

Die Alte blidte ihm nach. Sm, ja, einem Zweijährigen konnte man noch weismachen, eine Kuh brüllte, während in Wahrheit das Meer toste und brandete! Noch hatte der Jung das große Wasser nicht zu sehen bekommen, und so lange es anging, sollte er davon bleiben — aber wie lange mochte das noch sein? — Sie, die alte, lahme Frau, konnte ihn doch nicht einsperren, ihn anbinden wie einen Hund, damit er ihr nicht davonlief? — Grundgütiger Himmel, welche Sorge und ewige Angst hatte sie sich mit diesem Versprechen aufgehaßt! Das Wichtigste wäre es gewiß, sie zöge mit Wimmel in die Stadt — bald schon! Da gab es nur einen einzigen schmalen Wassergraben — so träge, schwarz und sinkend — der konnte niemand locken! — Aber diese Stadt — brr! — wo die Menschen so unfreundlich waren, einem nicht mal einen guten Tag boten — diese Häuser ohne ein Fleckchen Gartenland, düster und hoch; dieser wilde Lärm auf der Gasse, von dem die Diele noch in der Nacht bebte — dort leben zu müssen, es war Höllestrafe, keiner konnte dies von ihr fordern, selbst die tote Schwiegertochter nicht, der sie so gut gewesen war wie einer rechten Tochter. Und wer sollte dann wohl auch hier ihre Gräber besorgen, das Ankrant ausrotten, begießen und frische Seidkrautkränze aufhängen, wenn die alten gar zu struppig wurden? — Es war nicht daran zu denken, daß sie fortzog — nein, nein — hier wollte sie sterben, und hier mußte es der Junge lernen, sich nach ihrem Willen zu richten — ganz genau, ohne Widerrede — was Großmutter befahl, mußte ihm Geses sein! —

„Gleich kommst du hierher, Jung, und setzt dich still an meine Seit. Hast genug rabakt.“

„Wenn du mir en Musfladen gibst oder en Schmierbrot, will ich kommen —“

„Auf'n Kirchhof essen?“

„Schäm dich was! — Na, nun wiß dich mal die schwarzen Händ' an mein' Schürz' ab, und dann gehn wir — es ist wohl Mit-

tag nach dein' Magen.“

Die Alte rollte ihren

Strumpf zusammen. Zeit

— fest saßte sie den Entel-

sohn bei der Hand.

„Mutter, das thut mich

ja weh!“

„Weinst du?“

Noch hielt sie ihn — er

sollte ihre Macht spüren, dieser

Tiemsche Dickkopf,

der — spüren. —

„Der arme Junge hat's

schlimm“, sagten die Nach-



Mathilde Kug, Braut des Christus-Darstellers Anton Lang. (Seite 16).



Ein Wohlfahrter der Vögel in Winternot.

Nach einem Gemälde von W. Kerner.

barsfrauen unter sich, „die Tiemsche wird alle Tage wunderlicher!“ Und wenn sie bei Mutter Tiems zu einem Töpfchen Eichorienbrühe vorsprachen, dann fuhren sie Wimmel sanft durch den Nachstropf und guckten ihn mit-leidsvoll dazu an — aber sagen thaten sie nichts weiter. Und das Kind hätte auch ihr Bedauern nicht verstanden. Es fühlte sich ganz behaglich bei der alten Frau, die ihm reichlich zu essen gab; und daß sie ihm niemals erlaubte, allein auf die Dorfstraße zu laufen, wie andere Kinder, machte ihm keine Sorge — daran war er gewöhnt. Der Kirchhof hinter der Dine, der sandige, schmale Gemüsegarten mit dem Kartoffelfelde und seinen Stachelbeersträuchern hinter dem Häuschen, die grüne Bank im Hofe, auf die man ganz vorsichtig klettern mußte, damit sie nicht umschlug, dann der hohe Müllhaufen, von dessen Spitze man über die dicke Dornhecke sah, die das Gehöft umschloß, der viereckige Holzbrunnen mit dem Eisenschwengel, nur geschaffen, um sich daran in die Höhe zu ziehen, konnte man bei solchen Spielplätzen noch bedauert werden?

Und dann der Schuppen, in dem Großvaters hohe Stiefeln standen, die so seltsam rochen — viele Raare nebeneinander — und erst das lange Holzding — „Wiege“ hatte es Großmutter genannt, eine Bank war darin befestigt, und zwei furchtbar schwere Stangen, nicht zu schleppen, lagen quer darüber. In die Wiege zu steigen war nicht leicht — die Alte geriet jedesmal außer sich, wenn Wimmel darin saß und sich mühte, die schweren Stangen zu heben — aber nirgends sonst saß sich's so gut als gerade in dieser Wiege, und so oft es ging, stahl sich der Kleine zu seinem liebsten Spielzeug. Wenn auch die Großmutter hernach schimpfte, daraus machte er sich wenig! Der Tiemsche Dickkopf war er geblieben, trotz aller Schelte und Strenge; und trotzdem ihm jetzt sein Päckentröckchen verlängert worden war, weil er so in die Höhe schoß. Zu Johanni wurde er schon drei Jahre alt, der Junge. —

Und gerade am Johannisstage war es, gerade an seinem Geburtstage — und das Märchen der Alten trug die Schuld! . . .

Sehr heiß war es an diesem Junitage in der niederen Stube. Großmutter hatte sich mitten in die Thür auf ihren Korbstuhl gesetzt. Da war sie eingenickt, ganz wider ihre Gewohnheit. Vor ihr auf der Schwelle saß Wimmel, nur sein Hemdchen trug er in der Sonnenglut. Er war augenblicklich sehr beschäftigt, andächtig kauete er an einem großen Apfel. Das war sein letzter. Drei hatte Mutter Tiems diesen Morgen hoch oben vom Küchenspind gelangt — ihr Geburtstagsgeschenk. Und der Kleine hatte sofort in alle drei hineingebeissen, zum Zeichen, daß er von jetzt ab der Eigentümer sei. Soeben verspeiste er noch das Kernhaus des letzten Apfels, schade, daß er nicht noch einen bekam! Aber Großmutter hätte er jetzt nicht bitten können, sie hätte ihn doch nicht gehört.

Es war eigentlich gut, daß sie schlief, so konnte er endlich einmal ungestört in der Holzwiege sitzen.

Er huschte zum Schuppen, der war verschlossen. Mit finsternem Gesicht rüttelte er am Lattenzaun, einmal — zweimal — nichts zu machen! — Verdrießlich wollte Wimmel eben wieder zur Schwelle zurückkehren, da — die Kuh brüllt! Heidi! jetzt gab's Beschäftigung! Derweil Großmutter schlief — und er hörte sie ganz laut schnarchen — war's die beste Gelegenheit, die Scheel einmal von nah zu betrachten. Wie lange hatte er sich das schon gewünscht! — Ob sich das Tier wohl streicheln ließ? Ob es auch einen runden, weißen Fleck zwischen den Hörnern hatte, wie Priewes Braune? Und was mußte das für eine große — große Kuh sein, die so furchtbar schreien konnte, oft die ganze Nacht hintereinander! Schon stand der neugierige Junge auf seinen bloßen Füßen in dem kurzen, weißen Hemdchen an der Gartenhecke. Noch einmal lauschte er — vielleicht daß Großmutter — aber nein! — Und jetzt gradaus, vorwärts, schnell — schnell! — „Muh, muh!“ schreit das erregte Kind — „Su — hu!“ antwortete es von ferne.

Keiner, der den halb nackten Flüchtling in der schmalen Dorfstraße anhält — Mittag ist es ja — und niederdrückende Wärme. Doch Wimmel fühlt sie nicht, graden Weges faucht er dahin, jetzt muß er bald die Kuh treffen,

weit kann ihr Weideplatz nicht sein. — „Su, hu!“ tönt es ihm von neuem entgegen. Hinter ihm verschwindet die letzte Fischerhütte — und jetzt, jetzt — was ist das?! — Es glänzt, funkelt, zischt, tost, brüllt, hebt sich, senkt sich, so weit er nur sehen kann. . . . Einen Augenblick macht den Kleinen die schäumende, faufende, unendliche Fläche starr — nur einen Augenblick — dann ein Aufjauchzen, ein Freudenschrei, wie ihn diese junge Brust noch nie gethan! Mit ausgestreckten Armen und sprühenden Augen hinunter, hinab zum Meere! —

Wimmels weißes Hemdchen flattert im Winde, die kleine Gestalt stemmt sich mit aller Kraft an, um sich aufrecht zu halten, die Wellen spritzen ihm in's Gesicht, neigen die braunen Füßchen — er achtet es nicht — er lacht, jubelt und hüpfet, Matscht in die Hände und brüllt mit den an das Ufer schlagenden Wellen um die Wette — Immer Kühner wird das Kind — es ahnt ja nichts von der Tiefe des Wassers — wo in aller Welt steckt nur seine Kuh, die überall blökt? . . . Nach rechts und links wendet er sich. Ganz in seiner Nähe schaukelt etwas. Ist es denn möglich, hier eine Holzwiege — genau solche, wie sie im Schuppen steht? — Ein Mann darin — ein großer, ein ganz richtiger Mann! — Hin zu ihm, der muß ihn hineinheben, mitnehmen, er muß — weiter waten die kleinen Füße, über die Schultern schlagen weiße Schaumkämme. Und jetzt — eine große Welle schlüpft heran, packt das Kind, trägt es vorwärts — es freischt entsetzt auf — taucht unter — empor — —

„Na ja, allwieder Einer! Das Kropzeug, infamigste!“

Da Klafen hat den Schrei gehört. Mit seinen hohen Wasserstiefeln setzt er über Bord seines Fischerbootes und greift nach dem aufgebähten Hemdchen. Der tropfende Junge wird in die Höhe gerissen. — „Je, je, der Tiems ihr! — Wird doch nicht am Ende schon aus sind?! — Je, je!“ —

Hin und her biegt er Wimmels schlaffe, runde Arme und trägt ihn an das Ufer. Seine gestrickte Wolljacke reißt der Alte vom Leibe, reißt den Kleinen Körper damit — aus der Lederhose gert er die Flache mit Korn.

„Klaffen, — Klaffen, um Herrgotts willen, hast ihn?“ — Zwei Frauen kommen freischend die Böschung hinuntergelaufen — eine dritte, alte — mit hängendem, dünnem Popp — hinfend, jammern —: „Und ich habe die Schuld an seinem Unglück — ich allein — ich, Traumsuse ich! — was hatte ich zu schlafen! was hatte ich?! — Wimmel, mein Jung — mein einz'ger, lieber, guter, kleiner Jung — deine olle Großmutter ist bei dich!“ —

Mutter Tiems stürzt sich über das bleiche Gesichtchen. „Der letzte, der fünfte Tiems, — heut an sein Geburtstag — ich sollt ihn nicht groß kriegen — ich sollt keine Freude nicht mehr haben auf die Welt!“

Da Klaffen und die Frauen blicken einander verstört an. Und plötzlich — das Kind schlägt die Augen auf! — Ganz verwundert schaut es von einem zum andern — und dann steigt blitzschnell die Erinnerung an das Geschehene auf.

„Mutter, nu brauchst mich aber heut Abend nicht mehr zu waschen!“ klingt es ganz treuherzig von den noch blaffen Lippen.

Weshalb sie auf einmal alle so laut lachen? Wimmel kann es gar nicht begreifen. Großmutter rollen sogar zwei dicke Thränen über die hageren Wangen, und Da Klaffen schlägt dröhnend auf die Lederhose. „Der Jung — so 'ne Kröt, so 'ne Blitzkröt!“ — ganz blau wird er im Gesicht vor Richern, und schließlich muß er husten — der Alte.

„Dat is en echter Tiems“, sagt er, als er sich wieder erholt hat und nimmt den Jungen auf seine starken Arme, um ihn nach Hause zu tragen.

„Ein echter Tiems, ein echter“, wiederholt die Alte und starrt in die sich bäumenden Wellen.

„Wiedergewonnen und doch verloren“, tosen die Wasser dort — und sie versteht, die Alte, nur zu gut! —

Langsam, langsam kenchet sie dem kleinen Zuge nach. Der Wind pfeift hinter ihr her. — — — — —

Wenn du dich selber machst zum Knecht,
Bedauerst dich niemand, geht dir's schlecht.
Machst du dich aber selbst zum Herrn,

Sürs Haus.

Die Leute sehen es auch nicht gern.
Bleibst du aber, wie du bist,
So sagen sie, daß nichts an dir ist.

(Der Nachdruck unserer Originalartikel wird strafrechtlich verfolgt.)

Der alte Wandkalender.

Es blickt mir ein vergilbter
Kalender von der Wand,
Den nehm' ich in der Stille
Nachdenklich oft zur Hand.

Wohl schwand das Jahr schon lange,
Dem er einst war geweiht,
Doch wenn ich ihn betrachte,
Nehrt mir die alte Zeit.

Zieht mir mit seinen Sonnen,
Mit seiner Monde Lauf,
Das Jahr, das ihn geboren,
Im Neigen wieder auf.

Und was es mir bescherte
An Schmerz sowie an Lust,
Das glaub' ich zu erleben
Von neuem in der Brust.

Ja, selbst vergess'ne Wünsche
Und Sorgen melden sich:
Je länger ich ihn prüfe,
Je mehr bewegt er mich.

Was macht, daß mir die Seele
In seinem Bild so hängt?
Und daß er mir die Thränen
Dabei ins Auge drängt?

Was heißt mich fest ihn halten,
Als hinge dran mein Glück,
Als könnt' er, was vergangen,
Erneuen meinem Blick?

Wohl sagt mir eine Stimme,
Was so an ihm mich rührt:
Es ist der Traum der Liebe,
Den er zurück mir führt!

Martin Greif.

Das Bürsten der Zähne.

Trotz sorgfältiger Pflege kommt es vor,
daß die Zähne doch erkranken, andererseits
gibt es Leute, die verhältnismäßig wenig
ranke Zähne haben, obgleich sie nie eine
Zahnbürste gebrauchen. Diese beiden That-
sachen nebeneinander gestellt, beweisen
sicherlich die Nutzlosigkeit der Zahnpflege
— indes ist etwas anderes dabei zu be-
rückichtigen.

Wer trotz sorgfältiger Pflege hohe
Zähne bekommt, würde ganz bestimmt viel
schlimmer daran sein, wenn er die Pflege
vernachlässigte, denn die Zähne sind eben
nicht alle gleich. Die weissen, bläulichen
und grauen Zähne zerfallen leicht, werden
sie gar nicht gepflegt, so sind mit dem 20.
bis 30. Jahre die meisten derselben zu
Ruinen geworden. Mit Hilfe sorgfamer
Pflege sind sie hingegen mit nur geringen
Verlusten bis ins Alter brauchbar zu er-
halten, denn ein Gebiß kann noch sehr gut
und brauchbar sein, wenn auch in sachver-
ständiger Weise einige Zähne davon ge-
opfert sind.

Was die gelblichen, festen Zähne be-
trifft, so scheinen sie unüberwundlich zu sein
und doch unterliegen sie oft der Zerstörung.
Freilich halten sich solche Gebisse von selbst
so gut, wie man weichere Zähne nur bei

sorgfamer Pflege erhalten kann. Werden
aber feste Zähne auch sauber gehalten, so
werden nur ausnahmsweise Defekte daran
entstehen.

Ein wichtiger Einwand gegen das Bür-
sten der Zähne ist der, daß das Zahnfleisch
leicht blute. Wenn man täglich wenigstens
einmal gehörig Bürstet, so blutet es nie,
unterläßt man diese Prozedur mehrere
Tage, so ist das Zahnfleisch infolge des am
Rande deselben angesammelten gährenden
Belags bereits locker genug, daß es nun
bei Verührung mit der Bürste blutet. Wei-
ter macht man gegen das Bürsten der Zähne
geltend, es ginge der Schmelz dadurch ver-
loren; dies ist ganz falsch. Der Schmelz
kann wohl mit der Zeit etwas dünner ge-
schliffen werden, aber ein Menschenalter
reicht nicht hin, bei täglich zweimal wieder-
holtem Bürsten den Schmelz völlig abzu-
bürsten. Wo sich eine Abnutzung des
Schmelzes zeigt, liegen ganz andere Ur-
sachen zu Grunde. Wieweilen kommt es
vor, daß quere Furchen an den Zähnen
entstehen, doch diese keilförmigen Defekte
entstehen nicht durch Abnutzung des Schmel-
zes, sondern des Cementes, einer weiche-
ren Substanz, die den Wurzelteil des Zahnes
gerade so überzieht, wie der Schmelz den
Kronenteil.

Der Wurzelteil steckt in der Jugend im
Kiefer, im Alter aber schrumpft der Kno-
chen ein und das Zahnfleisch zieht sich zu-
rück. Weist ist schon vom dreißigsten Jahre
an ein geringes Zurückweichen des Zahn-
fleisches zu bemerken und in diesen Fällen
können durch vieles Bürsten in querer Rich-
tung Rinnen in den Zähnen entstehen, man
soll daher nicht nur in querer, sondern vor-
zugsweise in der Richtung Bürsten, wie die
Zähne gewachsen sind.

Im Tisch.

Gut Gericht — fröhlich Genießt.

Gefüllte Pfannkuchen. Man bereitet in
bekannter Weise mehrere kleine Pfann-
kuchen, die in eine Form passen müssen,
buttert die Form vorher gut aus und legt
einen Kuchen hinein, darauf eine Farce und
dann wieder einen Kuchen, und wechselt so
mit Kuchen und Fülle ab, bis die Form ge-
füllt ist. Die sehr schöne Farce bereitet
man aus fein gewiegtem Fleisch von Brat-
tenresten, rohem Schinken, gehackten Cham-
pignons und saurem Rahm. Auf jeden der
gebakenen Kuchen streicht man diese Farce
gleichmäßig darüber, den Schluß bildet ein
Pfannkuchen. Man schiebt die Form in den
Bratofen, wo das Gericht noch eine kleine
halbe Stunde durchziehen muß, ehe es ser-
viert wird.

Arbeitskörbchen.

Erst gedacht — dann gemacht.

Einen sogenannten römischen Shawl fer-
tigt man auf einfache Art, indem man
sich starker Holzstricknadeln bedient und auf
einem Anschlag von 60—70 Maschen hin-
und zurückgehende Touren rechts strickt,
vier oder mehr harmonisch gewählte Farben
anwendend. Einen sehr eleganten Shawl
fertigt man sich folgendermaßen aus
Straußenwolle an: 14 Nadeln altgold, 6
Nadeln rot, 4 N. creme, 4 N. grün, 6 N.
hellblau, 4 N. grün, 4 N. creme, 10 N. rot,
4 N. creme, 4 N. grün, 6 N. hellblau, 4 N.
grün, 4 N. creme, 6 N. rot, 14 N. altgold,
4 N. creme und das ganze wiederholen, bis
der Shawl lang genug ist (etwa fünfmal),
zum Schluß mit 14 Nadeln altgold endi-
gend; die beiden Schmalseiten schließt man
mit Franzen ab, die man mit der bunten
Wolle in die Stridarbeit knüpft.

Alte, feine Leinwand, aus dem Kumpfe
von Oberhenden, ergibt allerliebste Ta-
schentücher für Kinder, wenn man den
Stoff in gleichmäßige Vierecke schneidet,
dieselben mit einem breiten Saume um-
giebt, und letzteren mit Fischgrätenstich aus
rotem Garn verzieret.

Spanforb als Zimmerseimud. Ein rei-
zender und zugleich praktischer Zimmer-
seimud ist ein Delfarben bemalter Span-
forb. Früchte, Blumen usw. lassen sich als
Motive anwenden, auf den Fenstler malt
man eine schmale passende Bordüre. An
der Ecke des Korbes, sowie am Fenstler bringt
man farbige Schleifen an. Als Futter des
Korbes nimmt man zu der Malerei paß-
enden Atlas oder Satin. Man stellt den
Korb auf einem Tischchen auf, er läßt sich
jedoch auch sehr leicht an der Wand an-
bringen, wenn man den Fenstler von der
Mitte entfernt und an einer der Seiten-
wände anbringt.

Probatum est!

Keine Mittel — große Wirkung.

Kräftigungsmittel für die Haut. Man
wäscht vor dem Schlafengehen Gesicht,
Hals, Arme und Hände mit milder Seife
und warmem Wasser, reibe die Haut mit
einem gefeuchten Flanellappen gut ab, spüle
dann mit kaltem Wasser nach und trockne
mit einem weichen Leinentuche gut ab. Am
nächsten Morgen wiederholt man die Wa-
schung mit nachis im Zimmer abgestan-
dem Wasser und einem groben gestrickten
Seifenlappen oder Lufa-Schwamm, dehnt
dieselbe über den ganzen Körper aus und
reibt die Haut mit einem groben Handtuch
bis sie trocken ist. Diese Waschungen regel-
mäßig ausgeführt, werden bis ins hohe
Alter eine jugendlich frische Hautfarbe be-
halten.

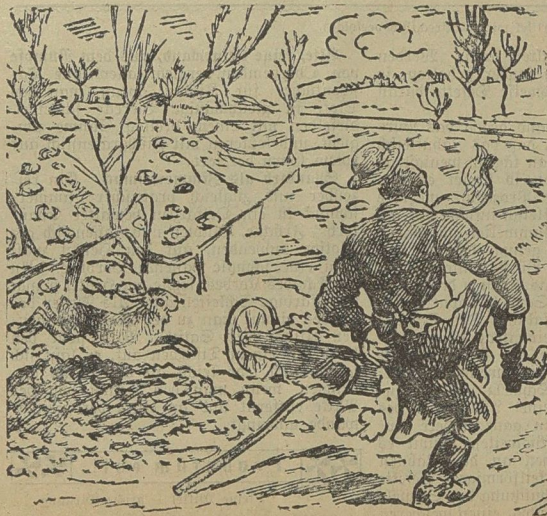
Um Gummischuhe in gutem Zustande zu
erhalten, muß man vor allem vermeiden,
daß dieselben gelinde oder gequetscht wer-
den. Man hängt sie also senkrecht auf oder
rolle sie in großen Windungen und lege
sie an einen reinlichen Platz; der Auf-
bewahrungsort muß kühl sein.

Wäscheleinen zu reinigen. An frisch ge-
waschener Wäsche bemerkt man zuweilen
gelbe oder graue Streifen. Dieselben rüh-
ren von den unsauber gewordenen Wäsche-
leinen her, auf welchen man die Wäsche
trocknete. Um letztere zu reinigen, kocht
man von Seife und etwas Soda eine glatte
Lauge und gießt dieselbe auf die Leine
(Seil) in ein nicht zu tiefes Waschfaß.
Nach einer Viertelstunde reibt man die
Leine mit einem wollenen Lappen kräftig
in der Seifenlauge ab, nimmt nochmals
reines Seifenwasser und spült sie zuletzt
in klarem, warmem Wasser aus. Wenn
man einen großen, staubfreien Raum hat,
spannt man die Leine darin aus, damit sie
schnell trocknet. In Ermangelung eines
solchen Raumes wickelt man die Leine um
ein Brett glatt und gleichmäßig auf, und
stellt sie an den Ofen oder in die Sonne.

Knarrender Stiefel. Das Knarren der
Stiefel, das vielen Menschen sehr unan-
genehm ist, läßt sich meistens durch Be-
streichen der Sohlen mit Leinöl entfernen.
Sehr zu empfehlen ist es überhaupt, bei
neuem Schuhwerk die Sohlen des öfteren
— so lange, bis dieselben kein Öl mehr
auffangen — mit Leinöl einzureiben, sie
werden dadurch um vieles haltbarer.

Leberlachen und Stiefel, welche an feuch-
ten Plätzen aufbewahrt und dadurch schim-
melig wurden, bürstet man trocken ab und
reibt sie dann mit Terpentinöl ein; auf
diese Weise behandelt, bleibt das Leber-
geschmeidig und nimmt keinen weiteren
Schaden.

Vexier-Bild.



Au, au! Wer hat denn da geschossen?

Die Heringsfaat. Erinnerungen an Meissonier, den berühmten Maler, veröffentlicht das „Journal des Debats.“ Sehr amüsiert ist folgende Geschichte: Meissonier hatte in seinen Diensten eine Perle von Gärtner, einen Mann, der im Pfropfen der Bäume, in der Pflege der Blumen, in der Erhaltung des des Obst- und Gemüsegartens nicht seinesgleichen hatte. Aber das war noch nicht alles: Der Gärtner besaß vielmehr neben seinen praktischen Talenten auch wissenschaftliche Kenntnisse, die jeden Botaniker neidisch machen mußten. Er kannte die vorrücktesten Namen sämtlicher Pflanzenfamilien besser als der gelehrteste Professor; man konnte ihm exotische Pflanzennamen aus den unglaublichsten Ländern des Erdballes zeigen, er wußte sofort den lateinischen Namen dafür. Die Freunde des Malers machten sich oft das Vergnügen, dem alten Gärtner die schwierigsten Fragen vorzulegen, aber sie brachten ihn niemals in Verlegenheit; er blieb keine Antwort schuldig. Meissonier selbst war ob dieser Unfehlbarkeit eines ganz gewöhnlichen Gärtners bei nahe empört und beschloß, den Alten einmal gründlich „hineinzulegen.“ Eines Tages, als Emile Augier, der Dramatiker, bei Meissonier zu Tisch war, ließ der Maler den Gärtner rufen und nahm aus der Tasche ein graues Papierbüchlein, das er schon vorher vorbereitet hatte; in der Mitte lag getrockneter Heringsroggen. „Nennen Sie diesen Samen?“ fragte Meissonier mit unerschütterlichem Ernst. „Sehr gut,“ erwiderte der Gärtner, ohne zu zögern, und nannte einen ganz unmöglichen lateinischen Namen. — „Wie lange dauert es wohl, bis er aufgeht?“ — „Vierzehn Tage.“ — „Schön, also freuen Sie ihn aus; ich möchte die Pflanze gern sehen.“ Augier erzählte später, er habe vierzehn Tage lang nicht schlafen können, so neugierig sei er gewesen, das Ende dieser merkwürdigen Geschichte zu sehen. Nach vierzehn Tagen kam er pünktlich in die Villa Meissonier. Man aß und trank sehr gut; als man beim Nachtsich saß, meldete sich der Gärtner: „Wenn die Herren jetzt die Güte haben wollten, in den Garten zu kommen; der Samen ist aufgegangen.“ — „Das ist aber stark,“ schrie Meissonier und sprang vom Stuhle auf. Ohne das Mahl zu beenden, folgte er mit seinen Gästen dem alten Gärtner. Von einem Treibhausbeet entfernte der Gärtner vorsichtig eine Glasglocke. Meissonier und Augier beugten sich neugierig nieder, um sofort, laut auflachend, in die Höhe zu schnellen: aus dem sorgsam bewässerten und gedüngten Boden schauten in zwei Reihen 12 Heringsköpfe hervor!

Bildertext.

Ein farbiger Musik-Dirigent (Bild S. 9). Sabac el Cher, der „schwarze Kapellmeister“ der deutschen Armees, steht an der Spitze der Kapelle des 1. ostpreussischen Grenadierregiments in Königsberg. Sein Vater war Silberbeckwalter des Prinzen Albrecht von Preußen. Sabac el Cher wurde im Jahre 1867 geboren. Nach erfolgreichem Besuch einer Berliner Gemeindegemeinschaft schloß er zur weiteren Ausbildung seiner musikalischen Fähigkeiten mehrere Jahre hindurch ein bekanntes Musikinstitut und trat dann im Jahre 1885 als Hautboist und Soloposaunist in eine Militär-Kapelle ein. Im Jahre 1893 widmete er sich

an der königlichen Hochschule für Musik nochmals eingehenden musikalischen Studien. Die Abgangsprüfung bestand er mit solcher Auszeichnung, daß er unmittelbar darauf, im Jahre 1895, zum Dirigenten der Kapelle des 1. Grenadierregiments nach Königsberg berufen wurde.

Ein verlobtes Künstlerpaar. (Bilder Seite 12). Der von den Oberammergauer Passionspielen her als Christus-Darsteller bekannte Anton Lang wird sich demnächst mit Mathilde Ruz, der ersten Solosängerin der Passionsspiele, verheiraten. Aus diesem Anlaß bringen wir die Abbildungen des Künstlerpaars, was unsere Leser gewiß interessieren dürfte.

Entwicklungsrätsel.

Aus „Miquel“ soll „Bilow“ entwickelt werden mit fünf Zwischenstufen. Jede Stufe ist aus der vorhergehenden zu bilden durch Umwandlung zweier Buchstaben, deren Stelle nachstehend durch Ausrufungszeichen angedeutet sind. Die fünf Zwischenstufen bedeuten: 1. Gerät; 2. und 3. Bäume; 4. französische Wadeort; 5. Stadt in Hannover.

M i q u e l
! — — — !
! — — — !
! — — — !
! — — — !
! — — — !
B ü l o w

Pyramide.

Bofal.
Maß.
Körperteil.
Römischer Gott.
Italienisches Volkspiel.
Edles Getreide.

Von der Spitze ausgehend ist jede weitere Reihe durch Hinzufügung eines Buchstabens unter beliebiger Stellung der anderen zu bilden.

Worträtsel.

So lang' wir wandeln hier auf Erden,
Versöhnen uns die Ersten nicht.
Sie schaffen Drangsal und Beschwerden,
Daß manch ein Herz darüber bricht.
Doch hilft kein Jagen und kein Zittern.
Sei standhaft! Müttig aufgeschant!
Du weißt ja, daß nach Ungewittern
Der Himmel doppelt freundlich blaut.

Das Zweite wird gar leicht gefunden,
Bei Waffen ist's und Stiefeln auch.
Mit andern Wörtern eng verbunden
Ist es am meisten in Gebrauch.
Füg's so zum Ersten, wird's das Ganze,
Das flammt und glüht, treibt dich umher,
Und in dämonisch wildem Tanze
Verschlingt's Bestimmung oft und Ehr.

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Stataufgabe. Kartenverteilung:

B. a, b, c, d, 3, 10, K; bA, D; cA, D.
M. b10, K, 9, 8, 7; d10, K, D, 9, 8.
S. aa, 1, 9, 8, 7; c10, K, 9; dA, 7.
Stat: c8, 7.

Spiel:

Vorderhand zieht die vier Jungen; dann:
5. B. aK, d10, aa (—25). 6. S. cK, cD, b10 (—17).
7. S. c9, cA, d8. Vorderhand bleibt am Spiel, bis:
b1, bK, dA (—18), womit die Gegner 60 haben.

Rebus. Taschenspieler. Gleichklang. Note.

Silberrätsel.

Ladendieb, Dohjsee, Nasenbär, Daniel, Osteri, Neunaugen.
London — Berlin.

Telegraphenrätsel.

Dem Glücklichen schlägt keine Stunde.
(Dee, Magd, Lüde, Leichen, Schelm, Nägel, Trunk, Wein, Rest, Stunden.)

(Der Nachdruck unserer Original-Aufgaben ist verboten.)

Gedruckt und herausgegeben von Paul Schettlers Erben, Gesellschaft m. b. H.,
Hofbuchdruckerei, Göttingen, Ang. — Verantw. Redakteur: Paul Schettler, Göttingen.

